

Lucius Burckhardt (1925–2003) begründete in den 1980er Jahren die Promenadologie, die Spaziergangswissenschaft oder englisch auch Strollology. Dieses neue Fach entwickelte er zu einer komplexen und weitblickenden Planungs- und Gestaltungswissenschaft. Die Promenadologie ist der Ausgangspunkt für eine realistische Haltung zur Wahrnehmung und Wirklichkeit, für ein anderes Verständnis von Landschaft und urbanem Raum, sowie für eine neue Architektur und Planung. Dieses Buch führt anhand einer Auswahl der Texte von Lucius Burckhardt über Landschaft, Natur und Ästhetik in die Grundlagen und die Theorie der Spaziergangswissenschaft ein.



Amazon Fulfillment Poland
62 080 Sady, Poznan

VD 94502
ILN 5450534005548
BEHNR 424263022200

Burckhardt, L: Warum ist Landschaft schön

KP19

9622942 EN 9783927795426 Kt 0 25168309
6P53UHZC 06.05.16



ISBN 9

7 8 3 9 2 7 7 9 5 4 2 6

Lucius Burckhardt

Warum ist Landschaft schön?

Die Spaziergangswissenschaft



Martin Schmitz Verlag

Landschaftsentwicklung und Gesellschaftsstruktur (1977)

Die Landschaft scheint ein alltägliches Ding, das uns entgegentritt, sowie wir aus dem Eisenbahnfenster schauen, und dessen Abbild in großen Auflagen die Prospekte unserer Fremdenverkehrsorte schmückt. Daß wir aber die vielen und verschiedenen Dinge, die uns umgeben, das verschneite Feld mit den Zaunstummeln, den Rauch des Fabrikschlotes, der allmählich in den Abendwolken aufgeht, und die Gruppe der heimkehrenden Arbeiter mit ihren blauen Schirmmützen als eines, als „Landschaft“ sehen, daß wir über die Summe dieser verschiedenen und informationsreichen Phänomene beruhigt den Begriff der „Landschaft“ stützen können wie einen Kescher, mit dem wir Kleintiere aller Art gefangen haben, dieses Kunststück hat ideologischen Charakter. Nicht in der Natur der Dinge, sondern in unserem Kopf ist die „Landschaft“ zu suchen; sie ist ein Konstrukt, das einer Gesellschaft zur Wahrnehmung dient, die nicht mehr direkt vom Boden lebt. Diese Wahrnehmung kann gestaltend und entstellend auf die Außenwelt zurückwirken, wenn die Gesellschaft beginnt, ihr so gewonnenes Bild als Planung zu verwirklichen.

Bei unseren Gedanken zur Landschaft als gesellschaftlichem Phänomen geht es darum, die Spiegelung der Landschaft im Bewußtsein der Gesellschaft aufzuspüren, also etwas auszusagen über die gesellschaftliche Bedeutung oder die „Sprache“ der Landschaft. Diese Sprache ist, wie jedes Zeichensystem, einer Entwicklung und einem Verschleiß unterworfen, die Hand in Hand gehen mit den Strukturveränderungen der Gesellschaft. Wir selber beeinflussen, indem wir Landschaften gestal-

ten, die Entwicklung ihrer Bedeutung und Aussage; und wenn wir diese Tatsache nicht in unsere Pläne einkalkulieren, so kann es geschehen, daß unsere Planungen falsch oder vergeblich sind. So berichtet Helmut Krauch aus Japan, daß die Regierung in dem beliebten Ausflugsgebiet um den Fuji Yama, das die anstürmenden Touristen kaum mehr fassen konnte, eine entsprechende Infrastruktur von Straßen, Rasthäusern und Versorgungseinrichtungen geschaffen hat, worauf es mit der Beliebtheit dieses Ausflugsziels, insbesondere bei der jüngeren Generation, vorbei gewesen sei.

Wie die Bedeutung aller Zeichensysteme, so muß auch die gesellschaftliche Aussage der Landschaft gelernt sein. Es gibt keine naive Beziehung zur Landschaft vor aller Gesellschaft, es sei denn die des Ausbeuters zu dem Auszubeutenden. Der Naive kann die Landschaft nicht sehen, denn er hat ihre Sprache nicht gelernt. Oder, um es mit dem tiefgründigen Satz des Medienforschers Marshall McLuhan zu sagen: „Environments are invisible“; – die Landschaft ist so unsichtbar, wie die Sprache unhörbar ist; sichtbar oder hörbar sind nur Farben und Laute, aber die Erscheinungen, die sie in den Sinnen der Empfänger hervorrufen, müssen erst erforscht werden. Ist es ein Zufall, daß der erste Schilderer der Landschaft blind war – Homer?

Wenn wir so die Landschaft als ein Zeichensystem, eine Sprache betrachten, und dieses nicht in einem allegorischen, sondern einem wörtlichen Sinn, so geraten wir sogleich in Schwierigkeiten über die Frage, welches nun dabei das Darstellende und welches das Dargestellte sei. Daß die Landschaft natürlich sei und kein Menschenwerk, kann in den uns umgebenden Gegenden nicht behauptet werden. Andererseits wäre es auch falsch zu sagen, das Artefakt der Landschaft sei

bewußt und zum Zwecke einer Aussage gestaltet worden. Weder also kann die Landschaft das Objekt oder Motiv, noch kann sie der Inhalt ihrer Aussage sein.

Gerade dieses aber macht den gesellschaftlichen Charakter der Bedeutung der Landschaft aus: daß die Aussage nicht im Objekt selbst, sondern in seiner kulturellen Interpretation, im Kulturgut liegt, durch das wir die Landschaft sehen und verstehen lernen. Dieses Kulturgut nun besteht zweifellos aus den kulturellen Leistungen der Dichtung und der Malerei, zum überwältigenden Maße aber reicht es in die abgesunkenen Bereiche hinein, welche den Massen der Menschen zugänglich sind: in die Urlaubsprospekte, in die naiven oder sentimentalischen Lesebuchtexte, in die Landschaftsschilderungen des Trivialromans und in die billigen Öldrucke, wie sie in Hotelzimmern zu sehen sind.

Wenn wir uns nun bemühen, die Landschaft wörtlich und nicht nur paradigmatisch als Sprache zu betrachten, so müssen wir gleich die Erkenntnis der modernen Semiotik beifügen: Es gibt kein Lexikon. Ein solches Lexikon – Zypressen sind traurig, Birken fröhlich, Felsen heroisch, blühende Obstbäume friedlich usw. – wäre nicht nur bekmesserisch und abgeschmackt, sondern auch rasch konsumiert. Wie rasch hat sich beispielsweise die Bedeutung von Fels und Eis als äußerster Schrecklichkeit zerschlossen und aufgelöst in der allgemeinen Lustbarkeit von Winterferien im Skigebiet!

Grammatik und Wortschatz der Landschaft entstammen den dichterischen Anfängen unserer Kultur. Die römische Dichtung der Kaiserzeit nimmt den von Homer geschaffenen Kanon auf und transportiert die sizilianische Kulturlandschaft in ein halbgöttliches Nirgendwo: Arkadien. Das Mittelalter nimmt den so etablierten Schatz an Anordnungen auf und verfestigt die Requi-

siten der Quelle, des schattigen Baumes, des Röhrchtes, aus welchem der Hirte die Flöte schneidet, und der mittags schlafenden Herde, die so friedlich ist, daß selbst der Löwe ihr nichts antun will. Was wir mit modernen Ausdrücken wie „Sprache“, „Zeichensystem“ usw. beschrieben haben, war wohl allen Lesern früherer Generationen, insbesondere den Verfassern der mittelalterlichen Poetiken, Topiken und Rhetoriken in anderer Form bekannt. Die Kenntnis davon, daß die geschilderte und wahrgenommene Landschaft nicht ein natürliches, sondern ein von der Gelehrsamkeit und von der Poesie geschaffenes Gebilde ist, verwischte sich erst durch die moderne Verwechslung von Landschaft und Natur. Man ist geneigt, diese Verwechslung Jean Jacques Rousseau zuzuschreiben; zu Unrecht, wie wir sehen werden. Wir möchten nun im folgenden noch einige Blicke in die Entwicklung des Verhältnisses der modernen Gesellschaft zur Landschaft werfen.

In England kehrten sich im 17. und im 18. Jahrhundert die überkommenen Verhältnisse um: Die Stadt, bisher Ort des Verbrauchs der in der Landwirtschaft erworbenen Reichtümer, wird nun selbst der Ort der Bereicherung. Die Landgüter, die vorher dem in der Stadt sich vergnügenden Herrn das Einkommen zu liefern hatten, werden damit zu Lustgärten, in welchen das in der Stadt gewonnene Geld für Liebhabereien verausgabt wird. Grundlage davon ist die „Enclosure“, die Umzäunung, welche die Bauern von den Gütern ausgeschlossen und zu billigen Arbeitskräften der städtischen Industrie gemacht hatte. Somit war die bäuerliche Landschaft der Güter nur noch eine Darstellung. Damit aber die Darstellung von ihrem Dargestellten unterschieden, ja, damit sie überhaupt erkannt werden konnte, bedurfte sie eines Stils: des arkadischen Klassizismus. Die Geschich-

te des englischen Gartens soll hier nicht nachskizziert werden. Sie führt von den ersten Versuchen Lord Burlingtons und seines Gestalters William Kent bis zu den Höhepunkten der Colt Hoare (Stourhead) und Child (Osterley Park). Das literarische Beiwerk liefern Alexander Pope und Horace Walpole. Bemerkenswert ist das Ausmaß an Gelehrsamkeit, welches dazu aufgewendet wird: die Sichtbarmachung der bäuerlichen Landschaft Englands durch die Anspielung auf die arkadischen Paradiese des alten Italien. Horace Walpole hat Mühe, die ökonomische Basis dieser Wende seinen adeligen Freundinnen klar zu machen: eine halbe Acre in der Londoner City, das ist das Rittergut, und das Stadtschloß liegt auf dem Lande ... So schildert er die Verhältnisse des Banquiers Child.

Wir sagten, die Verwechslung der gestalteten Landschaft mit der Natur werde oft Jean Jacques Rousseau in die Schuhe geschoben. Kein Leser seiner „Nouvelle Héloïse“ wird sich dieser Beschuldigung anschließen. Wohl hat der elfte Brief des vierten Teils dieses Romanes in Briefen die englische Gartenmode recht eigentlich ins französische Sprachgebiet gebracht und den Besitzer von Ermenonville zur Anlage eines Naturgartens angeregt. Bei genauer Lektüre aber erkennt man die raffinierte Dialektik, die Rousseau zwischen Zierde und Nützlichkeit, zwischen Kunst und Natürlichkeit entwickelt. Der Garten vor dem Schlosse ist die Domäne des Herrn: hier hat der Gatte der Baronin einen ererbten Monumentalgarten in einen Nutzgarten umgewandelt: an die Stelle der nutzlosen, aber leicht in große Formen zu schneidenden Roßkastanien pflanzte der junge Herr Maulbeerbäume und regte so die Bauern der Gegend zur Seidenzucht an. Der Genuß der schönen Anlage ist nun angereichert mit dem philanthropischen Gedanken, einer

Bevölkerung neuen Verdienst zugeführt zu haben. Der Leser wird im Glauben gehalten, damit das eigentliche Gartenideal Rousseaus vor Augen zu haben, bis die Baronin den Besucher durch ein enges Pförtchen hinter das Schloß in den ehemaligen Nutzgarten führt. Hier ist das Umgekehrte geschehen: der Nutzgarten wurde in einen Ziergarten umgewandelt. Die kunstvolle Verwilderung wird in allen Details geschildert: Waldreben wurden gepflanzt und über die Obstbäume hingeführt. Ein entferntes Bächlein wurde in seinem Lauf geändert und durch den Garten geleitet. Das Obst, das dennoch reift, darf nicht gepflückt werden und soll den Vögeln als Anreiz zum Aufenthalt dienen. Um vollends jeden Zweifel an der Künstlichkeit dieser Natürlichkeit zu zerstreuen, werden selbst die hohen Kosten dieser Anlage erwähnt.

Goethe hat vor allem das Unnütze dieser scheinbaren Nützlichkeit beschäftigt, und er sah darin einen der Anlässe der Revolution. Das Drama „Die Aufgeregten“ läßt zwar die revolutionäre Partei nicht eben im besten Licht erscheinen: bürgerlicher Stolz wird aber immerhin Louise, der Gouvernante, zuerkannt, die den Naturgarten der Gräfin mit Mißbilligung betrachtet. Es ist der Anblick des wirklichen Nutzens, der die Augen des bürgerlichen Standes erfreut, der, wie Louise doppeldeutig bemerkt, „an's Notwendige zu denken hat“. Das Notwendige: an das für den finanziell bedrängten Stand Nötigste, oder aber: an die Lebensgrundlage für alle Stände ...

In burlesker Weise befaßt sich Goethe mit dem Paradoxon der geschaffenen Natur des Landschaftsgartens. Die beiden heterogenen Teile seines „Triumphs der Empfindsamkeit“ waren vermutlich zu separater Verwendung bestimmt; schließlich hat sie Goethe zu einer unterhaltsamen Charade zusammengefügt. Zentrale

Figur des einen Teils ist die Höllengöttin, die von einem verstorbenen englischen Lord dazu überredet wird, die Hölle in einen Landschaftsgarten umzuwandeln. Den anderen Teil beherrscht ein empfindsamer Prinz, dem der Ruf vorausgeht, die Natur zu lieben. Zu seinem Empfang wird gleich ein Picknick im Walde arrangiert, was der Prinz aber als durchaus abgeschmackt empfindet. Seine Natur führt er vielmehr in seinen vielen Kisten und Koffern mit sich, in welchen sprudelnde Quellen, der Gesang der Vögel und Mondschein, also die Requisiten des lieblichen Ortes, verpackt sind.

Der bürgerlichen Philosophie Immanuel Kants gelang es schließlich, in der Dialektik zwischen dem Unnötigen und dem Nützlichen den Grundstock der Ästhetik zu finden. Unter den Künsten, welche Kant in seiner „Kritik der Urteilskraft“ heranzieht, steht die „Lustgärtnerei“ obenan: sie allein entspricht in vollkommenstem Maße jener Forderung, zweckmäßig und zugleich ohne Zweck zu sein. Sie allein kann, um es mit etwas moderneren Worten zu sagen, Zweck darstellen, ohne solchen zu haben. Damit hat sich auch das künstlerische Produkt von seinem Bewunderer entfremdet: Während noch in den „Aufgeregten“ die Tochter der Gräfin auf nichts anderes sinnt, als im neugeschaffenen Naturpark einen Hasen zu erlegen, ist nun der Weg zu jener nur noch sachwalterischen Haltung gegenüber dem Grundeigentum geöffnet, die später die Helden von Stifters „Nachsommer“ auszeichnen sollte.

Nachdem wir einige Grundlagen des abendländischen Landschaftsverständnisses aufgezeigt haben, möchten wir im folgenden einige weniger harmlose Kapitel der weiteren Entwicklung im 19. Jahrhundert berühren. Dabei fällt vor allem auf, wie in diesem Zeitraum die Dialektik zwischen Natur und Landschaft weitgehend

zu spielen aufhört und eine eigentliche Verwechslung zwischen dem organisch Gewachsenen und dem Artefakt stattfindet.

Das erste Kapitel könnten wir überschreiben mit die *Ideologisierung der Natur*. Hier wird die „unberührte“ Natur dem Menschen gegenübergestellt oder, anders ausgedrückt: der Mensch wird aus der Natur herausgenommen, so daß er sie nun als ein Fremder betrachten kann. Der lehrreichste Vorgang in dieser Entwicklung ist die Entdeckung der Alpen. Nachdem jahrhundertlang die Alpen dem unfreiwilligen Besucher Furcht und Schrecken eingeflößt hatten, werden sie nun Stück um Stück nicht nur erschlossen, sondern zum landschaftlichen Schönheitsideal erhoben. Wie Jahresringe schreitet die Entwicklung voran und ist in den hinterlassenen Prospekten und Kupferstichen nachzuvollziehen: Es beginnt mit den tiefliegenden Gebirgsseen, Vierwaldstättersee, Thunersee, Brienersee, steigt dann einige Jahre später auf die ersten Anhöhen, es folgt die Serie der Wasserfälle, Staubbach, Gießbach; dann erscheinen die Schluchten und nach ihnen die höhergelegenen Täler der Voralpen; eine nächste Stufe wird erklommen mit den großen Hochtälern der Alpen: widerwillig und auf ärztlichen Rat hin zunächst Davos, kurz darauf aber schon freiwillig das Oberengadin. Es bleibt nun die Zone oberhalb der Baumgrenze, die eigentliche Alp und darüber der Fels und das Eis; war diese einmal erklommen und dem europäischen Schönheitsideal einverleibt, so stand auch der Vermarktung des Winters nichts mehr im Wege.

Diese Entwicklung vollzog sich auf dem Hintergrund entsprechender Lektüre: Darwin lehrte die Entstehung und Erhaltung der Arten unter den Bedingungen der Grausamkeit der Natur; Nietzsches Heroismus ist mit der Landschaft von Sils verbunden; Patriotismus und

Nationalismus entbrannten am Heldentum der Schweizer und Tyroler Bergbauern; ein seiner industriellen Grundlage entfremdetes Bürgertum predigte gemäß solcher Klischees das einfache Leben. Aus der Verwechslung von Landschaft mit Natur und der Forderung der unberührten Grausamkeit dieser Natur entstand in der Schweiz die Gründung des Nationalparks: In dem hochalpinen Terrain sollten die Gewalten der Natur, vor dem Menschen geschützt, ungestört miteinander ringen, Bäume im Sturme fallen, Gamsen dem Lawinentod ausgeliefert sein. Leider tut die so losgelassene Natur dem Menschen nicht den Gefallen, ein natürliches Gleichgewicht herzustellen, und seit Jahren ist die „Natur“ nicht durch den Menschen, sondern durch die zuwandernden Hirsche bedroht.

Das zweite Kapitel, die *Manipulation des Naturbildes*, beruht auf dem Paradox, daß die Natur ja doch auch besichtigt und zu diesem Behufe erschlossen werden muß. Der Mensch kann der Natur nicht gegenüberreten, ohne sie zu verändern. Irgendwo zwischen Bauernhaus und Schloß etabliert sich die Architektur des großen Gebirgshotels. Seine Lage bestimmt, was an diesem Kurort als „Natur“ geboten werden soll. Den jeweiligen Kanon des lieblichen Ortes bestimmt die Postkarte; so schaffen Grandhotel und Postkarte die für den jeweiligen Zeitpunkt aktuelle Ausdruckssprache der Natur. Neue Symbole entstehen: die Alpenrose, das Edelweiß; die Sympathie wendet sich von der siegreichen Art ab und der bedrohten zu; der Tourist verursacht das Aussterben des Edelweiß und bewahrt dieses gleichzeitig davor.

Damit entsteht die (von Enzensberger¹ entdeckte) Dialektik des Tourismus: Der Besucher zerstört durch seine

1) Hans Magnus Enzensberger: „Vergebliche Brandung der Ferne – eine Theorie des Tourismus“, in: „Merkur“ 8/1958

Anwesenheit die Einsamkeit, die er aufsucht. Der Tourismus verschleißt sich fortwährend, immer neue Orte werden von der modischen Avantgarde aufgesucht, vom großen Troß der Mitläufer überschwemmt und schließlich wieder dem wirtschaftlichen Absinken anheimgegeben. Tourismus wird zum Spekulationsgeschäft. Wer aufstrebende Orte entdecken kann, ist ein gemachter Mann. Mit dem Mittel des Wochenendhauses ist jedermann eingeladen, sich an diesem Reichtum zu beteiligen. Wer richtig einkauft, kann aus seinem Feriehobby noch ein zweites Einkommen schaffen. Vielleicht gelingt es der Zukunft, in diesem hektischen Treiben einen gesunden Kern zu entdecken, nämlich die Anteilnahme des Ferienhausbesitzers an Landschaften, die von ihrer natürlichen Bevölkerung sonst verlassen würden ...

War schon die Entdeckung der Alpen nicht frei von Nationalismus, so erfolgt nach dem Ersten Weltkrieg nun die eigentliche *Politisierung der Natur*. Unter den nationalistischen Bewegungen, welche den Nationalsozialismus vorbereiten, bieten die „völkischen“, die „bündischen“ und die „Landvolkbewegung“ je ihre besondere Interpretation der Natur und der Beziehung des deutschen Volkes zu ihr an. Franz von Wendrin erklärte im Jahre 1924 die alttestamentliche Paradiesvorstellung als Raub einer germanischen Überlieferung und verlegt das echte Paradies nach Mecklenburg, wobei Rügen und Usedom die Inseln der Seligen sind². Den Boden, auf welchem diese Früchte und Ausgeburten schulmeisterlicher Gehirne wuchsen, bildete die deutsche Kulturkritik nach dem Muster von Langbehn, Lagarde und Moeller van den Bruck. Literarische Er-

2) Vgl. Armin Mohler: „Die konservative Revolution in Deutschland“, 1950 und 1971

scheinungen symptomatischer Art sind einerseits das „Einfache Leben“ von Ernst Wiechert, welches dem im Nationalsozialismus kompromittierten Bürgertum die bequeme Illusion liefert, der Aufenthalt in der freien Natur bleibe selbst unter diesen Umständen unpolitisch; ferner Ernst Jüngers symbolistische Käfersammelei, deren Bezüge zur Grausamkeit der Autor selber darlegt. Inwieweit Rassenkunde und Antisemitismus mit in diesen ideologischen Komplex gehören, mag man in den „Erinnerungen des Herrn Dame“ der hellsichtigen Gräfin zu Reventlow nachlesen.

Das einfache Leben in dieser zweiten Auflage, also die Verwurzelung des deutschen Volkes in der Scholle, brauchte Platz; infolgedessen eignete sich die Ideologie auch zur Erzeugung eines Volkes ohne Raum. Die Nachfolger der deutschen Kulturkritik, insbesondere Alfred Rosenberg und Paul Schultze-Naumburg forderten vom Nationalsozialismus eine ländlich orientierte Siedlungspolitik und als Konsequenz davon eine Expansion in den leeren oder nur von „minderwertigen“ Rassen besiedelten Osten, eine Politik, die nur mit dem Verlust eben des Ostens enden konnte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, und nicht zuletzt als Folge der Kriegsanstrengungen speziell der Vereinigten Staaten, folgte eine Epoche der ökonomischen Expansion, welche auch nicht vor der *Rationalisierung* der Landwirtschaft und *der Landschaft* zurückschreckte. Nach amerikanischem Vorbild wurden jahrhundertealte Traditionen und Wirtschaftsweisen in Frage gestellt und die Landwirtschaft bis hinein in die Lebensweise des Bauern neu gestaltet. Hierzu gehörten vor allem die Monokultur und die Aufgabe der Selbstversorgung; der Bauer produziert nun nur dasjenige Produkt, welches in der von ihm besiedelten Gegend am besten

gedeiht. Aufgelöst werden insbesondere die Nutzungskombinationen, die uns so vertraut waren: Aus dem Landschaftsbild verschwindet die Vielzahl der unterschiedlich getönten Äcker und Äckerchen; es verschwindet auch der Hochstämmler als Ausdruck der Kombination von Graswirtschaft und Obstbau. Vom Bauernhof verschwinden die Beigaben, gackernde Hühner, trocknende Maiskolben, der Schinken im Rauchfang: Was der Hof nicht hervorbringt, kauft die Bäuerin wie die Städterin im Laden. Diese Veränderungen versetzen der überkommenen Symbolwelt einen Stoß, den wir wohl noch nicht voll realisiert haben. Noch werden die Kinder mit Lesestoff erzogen, in welchem das Pferd beschlagen, das Korn auf der Tenne gedroschen und das Vieh vom Hirten gehütet wird. Welche Folgen dieser Verlust der vertrauten Symbolik in der Wirklichkeit haben wird, können wir nicht abschätzen. Wir haben oben angedeutet, daß der Ferienhausbesitzer unter Umständen partizipatorisch am Schicksal seines Wahlortes beteiligt werden kann. Es ist durchaus möglich, daß auf Hobbybasis die alte, für uns, aussagekräftige Landwirtschaft weitergeführt wird.

Inzwischen hat der *Verschleiß der Landschaft*, wie wir ihn für das 19. Jahrhundert in den Alpen geschildert haben, weltweite Ausmaße angenommen. Mit Hilfe von Charterflugzeuggesellschaften werden die entferntesten Winkel der Erde nach Landschaften abgesucht, welche dem Auge noch einen Reiz bieten können. Mit dem Auftreten des immer gleichen Tourismus verliert sich die Exotik der besuchten Gegenden in rascher Folge. Weder die nordische Tundra noch der afrikanische Busch und schließlich nicht einmal mehr die urtümliche Welt der Galapagos-Inseln vermögen den Reiz des Neuen zu bewahren. Angesichts dieses Verschleißes stellt sich

die zugleich bange und hoffnungsvolle Frage: Was kommt nachher?

Das vorläufig letzte Kapitel müßte als das der *Entdeckung der Umwelt* überschrieben werden. Dabei benützen wir das Wort Umwelt in dem Sinne, den es in den letzten Jahren angenommen hat: als das uns tragende Ökosystem, das durch eine falsch wirtschaftende Gesellschaft seiner Nachhaltigkeit beraubt und damit zerstört wird. Beklemmend ist vor allem die Entdeckung, daß unsere westliche Gesellschaft eine Wirtschaftsweise und einen Lebensstandard angenommen hat, die, würden sie von allen Bewohnern der Erde geteilt, die ökologischen Ressourcen augenblicklich aufbrauchen müßten. Bleibt uns also nur noch ein „Zurück zur Natur“, ein „einfaches Leben“, das zu erreichen politische und wirtschaftliche Erschütterungen erzeugen würde, wie wir sie in den dreißiger Jahren erst erahnt haben? Oder wird die Entdeckung der bedrohten Umwelt von jenen mißbraucht, die darauf eine neue Technologie errichten und die Schäden an der Natur beheben, anstatt an der Gesellschaft? Oder wird es dieses Mal der Menschheit gelingen, die ideologischen Schleier, wie sie sich vor der Natur und Landschaft errichtet haben, zu zerreißen und eine zugleich rationale und doch von ethischen Urteilen getragene Politik zu entwickeln?

Die Interpretation der Natur als einer Umwelt beruht auf der Vorstellung eines „Ökosystems“, also eines Systems von Naturkräften, die sich, wenn im Gleichgewicht, nachhaltig und selbständig regenerieren. Darin, in dieser Interpretation der Natur als System, stecken zweierlei Gefahren, die beide bewirken können, daß sich die heutige Gesellschaft über die Folgen ihrer Handlungsweisen täuscht. Die erste: In der Tat wohnt unserer schönen Natur, insbesondere in der Alpenwelt,

eine gewisse Stabilität inne. Der Artenreichtum der Pflanzen und Tiere und andere Faktoren sorgen dafür, daß Störungen aufgefangen werden und ein neues Gleichgewicht entsteht. Die Biotope außerhalb der gemäßigten Zone sind weit labiler; sie kippen rasch und endgültig um, wenn sie von Immissionen oder Bauwerken belastet werden. Nur bei uns konnte die Illusion entstehen, die Natur sei nicht nur anpassungsfähig, sondern sogar so etwas wie ein zielbewußtes Reglersystem, das um einen Normalzustand oszilliere.

Die zweite: Die Natur, was immer das sei, umfaßt auch den Menschen. Dieser aber fügt sich aus einem ganz bestimmten Grunde nicht in ein selbstregulierendes System. Regelsysteme verlangen Elemente, die auf Stimuli reflexartig und proportional reagieren. Der Mensch aber reagiert „linguistisch“, er faßt das Stimulus als ein Zeichen auf, das er „lesen“, verstehen und interpretieren muß. Sein Verhalten ist Gesellschaftsprozessen, Lernprozessen unterworfen, ist dem historischen Augenblick verpflichtet und damit politisch. Die Veränderungen der Natur werden ignoriert oder wahrgenommen unter dem Bilde der „Landschaft“; das Bild der Landschaft als historisches Konstrukt im Kopfe des Menschen bestimmt sein Verhalten und seine Maßnahmen, die deshalb keineswegs regelnd oder gar selbstregelnd, sondern irreversibel sind und geschichtsschaffend wirken – zum Guten oder zum Schlechten.

Warum ist Landschaft schön? (1979)

Am Anfang und am Ende dieser Erkundung steht die Diskussion darüber, was „Landschaft“ sei: welche Teile unserer sichtbaren Umwelt in das eingehen, was man Landschaft nennt, und welche anderen, ebenfalls vorhandenen Erscheinungen ausgeklammert bleiben. Denn darüber sind wir uns doch einig: die Kuhfladen von Vrín gehören mit zur Landschaft, die weggeworfenen Konservendbüchsen der Touristen aber nicht.¹

Die Grundregel also lautet: „Die Landschaft ist ein Konstrukt“. Und mit diesem schrecklichen Wort soll nichts anderes gesagt sein, als dass die Landschaft nicht in den Erscheinungen der Umwelt zu suchen ist, sondern in den Köpfen der Betrachter. In der Umwelt eine Landschaft zu erblicken, ist eine schöpferische Tat unseres Gehirns, hervorgebracht durch bestimmte Ausklammerungen und Filterungen, aber auch integrativer Tätigkeiten des Zusammensehens, die das Ergebnis einer vorausgegangenen Erziehung sind. War also unser Auszug nach Vrín nur ein Einstieg in unsere eigenen Köpfe? Natürlich hatten wir uns schon vor dem Auszug in Vorbesprechungen einige Gedanken gemacht. So begannen wir in Vrín mit zwei Vorstellungen. Die eine lautete ungefähr so: Wenn sich in unserem Kopfe eine Landschaft aufbaut, so bedient sich unser Kopf einer Palette von in der Umwelt vorgefundenen Erscheinungen: Farben, Strukturen, erkennbaren natürlichen Zusammenhängen und Zeichen menschlicher Eingriffe. Die Umwelt gleicht hier einer Palette, der sich ein Maler bedient; jedoch hinkt auch dieser, wie jeder richtige Vergleich: die Erscheinungen der Palette sind zu

1) Seminar mit Studenten der Kunstgewerbeschule Basel unter der Leitung von Leo Balmer in Vrín im Lugnez, 1979

unterschiedlicher Art, als dass sie auf einer Ebene nebeneinander liegen könnten. Vielmehr baut sich die Landschaft gewissermassen aus verschiedenen Schichten auf: der Schicht der blossen Erscheinung der Farben, einer komplizierteren Schicht beginnender Erkenntnis natürlicher oder produktiv-technischer Zusammenhänge, einer Schicht, in welcher schon Soziales sichtbar wird und damit die Zeitdimension: ein verlassenes Bauernhaus, ein störender Neubau, die am anderen Graswuchs erkennbaren früheren Äcker aus der Zeit bäuerlicher Selbstversorgung.

Und unsere zweite vorweggenommene Vorstellung: die aus diesen Elementen der Palette aufgebaute Landschaft orientiert sich am Ideal des „lieblichen Ortes“, wie er durch Malerei und Literatur seit Homer und Horaz über Claude le Lorrain, die Romantiker und schliesslich die Prospekte unserer Fremdenorte und Zigarettenreklamen vermittelt ist. Landschaft als lieblich zu erkennen, wäre also der Versuch, das am besuchten Ort wirklich Gesehene so zu filtrieren, dass es in eine unserer Idealvorstellungen des lieblichen Ortes integriert werden kann: je mehr das Gesehene der Erwartung entspricht, dem Brunnen vor dem Tore, dem stillen Gestade am See, dem weissen Spitzchen Conrad Ferdinand Meyers, desto höher die Befriedigung des Spaziergängers.

Haben sich diese beiden Hypothesen – die „Palette“ und der „liebliche Ort“ – bewährt? – Ja und nein. Im folgenden wird versucht, den Eindruck einer Schlussdebatte zu vermitteln, welche die Fachklasse der Schule für Gestaltung Basel am letzten Tag ihres Aufenthaltes durchführte.

Haben alle Leute den gleichen „lieblichen Ort“ im Kopf? – Wenn es sich so verhält, dass der Betrachter

einer Landschaft diejenigen Teile aussortiert, die zum Aufbau des Bildes eines lieblichen Ortes in der gesehenen Umgebung beitragen, und die anderen weglässt, so hat dafür jeder Mensch andere Voraussetzungen, also auch andere Selektionsmechanismen. Das Erkennen des lieblichen Ortes besteht in einem Wiederfinden der eigenen Jugend, Eindrücken aus dem Elternhaus, dem Lesebuch, Erzählungen älterer Leute, Bilder an den Wänden des Kinderzimmers oder Schulzimmers, Vorstellungen zu gelesenen Lieblingsbüchern. Niemand von uns kann sich in die geschaute Umwelt eines anderen versetzen. Und doch herrscht grosse Gemeinsamkeit: zur Ferienzeit zieht männiglich ins Gebirge, an die Seen, ans Meer; so dass also dieser individuellen Verschiedenheit eine kollektive Einheit übergeordnet sein muss, die wir als die „Kultur“ bezeichnen. Diese Kultur wäre also so etwas wie das kollektive Gedächtnis dessen, was wir als liebliche Orte bezeichnen.

Aber es sind auch Orte schön, die nicht dem konventionellen Bilde eines lieblichen Ortes entsprechen, einige Touristen zieht es in die Wüste, in die nordische Tundra, und uns gefielen die Geröllhalden im Hochgebirge am Vorderrhein. – Dieses Phänomen konnte nicht einheitlich erklärt werden, es bildeten sich in unserer Klasse zwei Meinungen darüber. Die einen sagten: auch die ungewöhnliche Landschaft, die Wüste und Geröllhalde, bereitet Vergnügen deswegen, weil wir sie „wiederfinden“, denn durch Kinderbücher, Abenteuerromane, Indianerlektüre und romantische Berichte früherer Forschungsreisen sind sie uns gewissermassen zu lieblichen Orten geworden.

Nutzen und Schönheit

Ein anderer Teil der Klasse entwickelte eine entgegengesetzte Auffassung: die Empfindung von Schönheit beim Anblick der Wüste, von Fabrikarealen, Geröllhalden entsteht gerade aus der Spannung, die zwischen solchen Orten und dem konventionellen Ideal des lieblichen Ortes besteht. Das Vergnügen an einem solchen Anblick besteht also in der hohen Integrationsleistung, die der Betrachter vollbringen muss, um diese Orte in das Schema des Lieblichen zu bringen. Oder anders ausgedrückt: an einem wahrhaft lieblichen Ort ist die Leistung des Betrachters gering; er hat zwar sein ästhetisches Vergnügen, lernt aber nichts dazu. Je weiter nun der betrachtete Ort vom Ideal des Lieblichen entfernt ist und dennoch mit ihm in irgend eine Deckung gebracht werden kann, desto höher die Information, die der Betrachter aus dieser Situation bezieht. – Hier stellt sich also die Frage, die auch zeichnend und malend aus-experimentiert werden konnte: wo bricht das Erlebnis der landschaftlichen Schönheit ab? Wann ist eine Landschaft so fremd, dass sie nicht mehr als Landschaft und damit als lieblich erkannt wird?

Ein Punkt, über den wir lange zu reden hatten, war dieser: welche Rolle spielen die Objekte der Natur, Pflanzen, Tiere, Steine, im Aufbau des Landschaftsbildes für den, der sich nicht die Mühe nimmt, sie kennenzulernen, ihre Namen im Pflanzenbuch nachzuschlagen und etwas über sie zu wissen? Anders ausgedrückt: wer sieht die Landschaft als Landschaft: derjenige, der sie in benennbare Objekte auflöst, oder derjenige, der sich nur an der Erscheinung freut? – Hier beschäftigten wir uns mit der Signalwirkung bestimmter Kombinationen von Naturphänomenen. Wir beobachteten an uns selbst, wie

wir uns ganz unbewusst an der Vegetation orientierten. Wo kann man im Dorf ein Auto parkieren? Ein Brennesselfeld ist das sicherste Zeichen dafür, dass sich niemand für diesen Platz interessiert. Wo kann sich unsere Gruppe im Freien hinsetzen, ohne dass wir den Bauern etwas wegnehmen? Wo kann man ein Feuerchen anmachen? Der kurzgefressene Rasen der Allmend, der lockere, ebenfalls zeitweilig beweidete Waldrand, das niedrige Gebüsch der Alpenrosen signalisieren die Abwesenheit einer privaten Bodenrente und damit eines geschädigten Besitzers. Eine unbewusste Kenntnis der Pflanzengesellschaften steuert selbst den Städter auf die richtigen Picknick-Plätze. Sind diese Plätze primär schön und zufällig auch freigegeben, oder hat sich unser Schönheitssinn an den Orten ohne Produktionsinteresse ausgebildet, weil man von den anderen vertrieben wird? Pflanzengesellschaften zeigten uns auch die Wandlungen des Dorfes. Uns schien, dass Plackten und Brennesseln ungewöhnlich grosse Flächen zwischen den Häusern dieser hochgelegenen Gemeinden bedeckten. Am niedergetretenen Gras erkannte man die Werkplätze im Freien, die noch benutzt werden; viele, mit der einst vielseitigen und kollektiven Landwirtschaft verbundene Tätigkeiten im Freien, finden aber nicht mehr statt. In Vrin gelten die Wege und Plätze zwischen den Häusern als Privatbesitz, der Durchgang gilt als Wegerecht, nicht als öffentliche Strasse. Deshalb sind diese Wege so breit getreten, wie die Nutzung es verlangt, und das Unkraut stösst so weit vor, wie die Nutzung dieser Zwischenräume hingefällig geworden ist. So informiert die Bewachung nicht nur über die Fruchtbarkeit, sondern auch über den Wandel von Produktionsweisen und sozialen Zuständen.

Dieses führte uns zur Frage nach dem Verhältnis vom Nutzen zur Schönheit. Ist die verlassene Landschaft

schön oder gerade die genutzte? – Klar war uns allen, dass diese Diskussion eine Diskussion unter Städtern ist: es ist der Städter, der die bewirtschaftete Natur als Landschaft erlebt. Nur die Distanz zur Natur und zur Produktion schafft jenes Verhältnis, unter welchem landwirtschaftliche Produktion sowie natürliches Wachstum in einem Bilde der Landschaft gesehen wird. In Vrin nun war noch an der Terrassierung und an einer gewissen Variation der Pflanzengesellschaften in den Wiesen die frühere Form der Produktion, der Ackerbau, zu erkennen; erst in den vergangenen zwanzig Jahren hat sich unsere Berglandwirtschaft von der Selbstversorgung zur Milch-Monokultur durchgemausert.

Auch dem Problem der Monokultur sind wir in unseren Diskussionen nicht voll auf den Grund gekommen. Zunächst nahmen wir an, dass Vielfalt und damit Selbstversorgung „lieblicher“ aussehe. Dann erwähnten wir Bilder weiträumiger Monokulturen: Getreidefelder, Photoaufnahmen aus dem Swissair-Kalender. Beruht deren Schönheit auf der räumlichen Entfernung? Auf der Geometrie, die sich erst dem Flieger enthüllt? In Vrin hat bisher die Milchkultur noch zu blühenden Wiesen geführt. Es gibt in der Schweiz Gegenden, in welchen die Wiese nicht mehr bis zur Blüte wachsen darf, sondern fortlaufend abgemäht wird. Das Ergebnis ist eine Verarmung, aber als hässlich ist diese grüne Landschaft noch nicht zu bezeichnen. Hässlich sind zweifellos Monokulturen, wie sie in denjenigen Ländern entstehen, deren Landwirtschaft ernsthafter als die unsere mit der Weltkonkurrenz zu kämpfen hat. Wo die Kühe und Schweine nur noch in grossen Stallgebäuden gehalten werden, um darin mit Gras und Getreide gefüttert zu werden, das anderswo wächst, während die Flächen der Viehzüchter nur noch dazu dienen, den anfallenden

Dung aufzunehmen, da wahrhaft ist es mit der Schönheit der Nutzung vorbei.

Heisst das aber, dass unser Schönheitsempfinden nach der veralteten Nutzungsweise sucht, nach der gerade vorangegangenen und nicht mehr rentablen Produktionsweise? Als Horaz seine arkadischen Hirtengedichte schrieb, gab es kein Arkadien mehr, sondern ein Sizilien, in welchem Sklavenheere das Getreide produzierten, das die Weltstadt Rom ernährte. – Ist also unsere Suche nach der schönen Landschaft ebenfalls die Suche nach der just vergangenen Produktion, etwa – in Baselland – nach der obstbaumbestandenen Wiese, die unter der Herrschaft des Motormähers immer seltener wird?

Die Rolle der Ruinen

Damit stellte sich uns die Frage nach dem menschlichen Beitrag ganz allgemein, nach dem technischen Eingriff und nach der „Störung“ des Landschaftsbildes. Natürlich juckt den Zeichner da allerhand Schabernack: der Kirchturm als Kühlturm, das Kernkraftwerk am Kurort, die Autobahn nach Vrin. Niemand wird diese Art gestörter Landschaft als schön empfinden. Und dennoch sind solche Eingriffe relativ; ältere Eingriffe gewaltiger Art akzeptieren wir heute so sehr, dass sie zum Landschaftsgenuss beitragen, ja unerlässlich sind. Oder waren etwa die Burgen Graubündens nicht schreckenerregende Wehrbauten? Bedeutet – auf einem alten holländischen Landschaftsgemälde – eine Windmühle nicht eine moderne Form der Energiegewinnung, vergleichbar mit unseren Kraftwerken? Und haben nicht manche Viadukte der Rhätischen Bahn ganze Talformationen ästhetisch aufgewertet?

Hier diskutierten wir über den Ablauf der Zeit und damit die Rolle der Ruine. In ruiniertes Form ist die technische Leistung nicht nur integrierter Bestandteil der lieblichen Landschaft geworden, sondern geradezu ihr Indikator: wo die Ruine Vergangenheit anzeigt, da entsteht für den Spaziergänger Übereinstimmung vom Erwartungs- und Erscheinungsbild. Nicht umsonst haben die englischen Gärtner des 18. Jahrhunderts künstliche Ruinen in ihre künstlichen Landschaften gesetzt – als Abbild von Vergangenheit und damit Wirklichkeit. Insofern kann das Symbol der Ruine auch als Unzufriedenheit mit unserer heutigen, in ganz anderer Art ruinösen Welt gedeutet werden.

Schwierigkeiten bot uns dagegen die nun wirklich ruinierte Landschaft: die Erosion. Die Ruine ist das Zeugnis vergangener Nutzung, und wenn es in der von uns untersuchten Landschaft auch keine Burgruinen hatte, so zeugten die nicht mehr zum Ackerbau genutzten Terrassierungen von solchen Spuren früherer Arbeit, die zur Schönheit der Landschaft beitragen. Wunden allerdings waren die verlassenen und teilweise bis auf das Steinfundament abgeräumten Bauernhäuser. Gedanken machten wir uns natürlich über die mühselige Bewirtschaftung der hohen Bergflanken, insbesondere über die Ernte des Wildheus. Hier hängen ja Bewirtschaftung und Erhaltung der Alpenflora aufs engste zusammen und es besteht das Problem der Bauern als „Landschaftsgärtner“, über welches wir selbstverständlich viel reden mussten, das hier aber nicht angeschnitten werden soll. Äußerste Form der ungepflegten oder in der Pflege eingestellten Natur ist die Erosion, die, gerade am Vorderrhein, für den Touristen auch nicht ohne alle Reize ist. Gerade an erodierten Stellen konnten wir zum Zentrum unserer kleinen Untersuchung vordringen, aller-

dings eher malend als diskutierend: Zur Frage, wie weit man sich vom idealen Bild der Landschaft entfernen kann, ohne die Information „das ist eine Landschaft“ zu zerstören.

Wir haben Landschaftsbilder gemalt und gemerkt, wie die Information „Landschaft“ von der Komposition und dem Aufbau des Bildes gestützt wird. Wenn wir im Vordergrund ein Tal malten und im Hintergrund den Berghorizont sich vom Himmel abheben liessen, so war es kaum möglich, dass das Bild nicht eine Landschaft ergab. Keine Farbe und keine Zeichnung ist weit genug von der Wirklichkeit entfernt, um den Eindruck einer Landschaft zu zerstören. „Nicht-Landschaften“ konnten überhaupt nur gemalt werden, indem entweder der konventionelle Bildaufbau oder die Rahmung verändert wurden. Landschaft also scheint bildnerisch ein Konstrukt zu sein, das aus konventionellen Bildaufbauten besteht. Zu unserem Erstaunen glückte uns bei diesen Experimenten eines nicht: die Herstellung oder Darstellung hässlicher Landschaften. Das ärgerte uns sehr, denn wir hatten uns am Anfang vorgenommen, einen Prospekt für Touristen herauszugeben, der andere Gruppen davon abhalten soll, uns nach Vrin zu folgen.

Ökologie – nur eine Mode? (1984)

Natürlich ist die Ökologie eine Mode; aber das „Nur“ können wir ruhig streichen. Ärgerlich über die Feststellung, Ökologie sei eine Mode, kann nur der sein, der Moden für gering achtet, der nicht weiß, daß der Fortschritt der menschlichen Erkenntnis, die Vermehrung des Wissens, über Moden läuft. Natürlich geben das die Beteiligten nicht zu: Die Wissenschaftler glauben, sie vermehren stetig und kontinuierlich den erleuchteten Kreis des Bekannten gegen die Nacht des Unbekannten. In Wirklichkeit hat die Landkarte dessen, was gewußt wird und was nicht, seltsame Ausbuchtungen und Taschen. Auch erledigen sich Wissenschaften nicht dadurch, daß sie ihr Gebiet vollständig erforscht haben, sondern sie kommen aus der Mode. Darüber lächeln kann nur wiederum der, der gemeint hat, Wissenschaft stehe in keinem Konnex mit der menschlichen Gesellschaft; wenn ein Wissensgebiet aus der Mode kommt, so ist es offenbar für die Gesellschaft nicht mehr notwendig.

Und die Planer gar: jeder von uns, der über 40 Jahre alt ist, hat schon mehrere Planermoden erlebt. Die Planer aber verdrängen die Existenz von Moden nicht aus dem gleichen Bewußtsein heraus wie die Wissenschaftler: Während die Wissenschaftler glauben, sie arbeiteten kontinuierlich an der Vermehrung des Wissens, so glauben die Planer, sie wüßten schon alles und unterlägen aus diesem Grunde nicht dem Gesetz der Mode.

Unsere Antwort zum Titel lautet also: Jawohl, es gibt Planermoden, und „Mode“ steht hier nicht als Gegensatz zu Ernsthaftigkeit, sondern als Gegensatz zu Borniertheit. Das soll aber nicht heißen, daß nicht auch die Bornierten, und gerade sie, die Moden mitmachen. Denn Mode ist ja ein Wechsel des Wahrnehmungsrahmens; wir

sehen dasselbe, was wir schon zuvor gesehen haben oder mindestens hätten sehen können, unter einem neuen Aspekt, in einem neuen Zusammenhang. Das Korsett, einst Ausdruck der selbstbewußten, eleganten und aufgeschlossenen Dame, wird zum Symbol der Rückständigkeit der ältlichen Tante. Am Korsett hat sich nichts geändert, wohl aber in unseren Köpfen. Seltsam daran ist nur die Verborgenheit dieses Prozesses, die so weit geht, daß in der Literatur das Korsett rückwirkend als ältlich und repressiv selbst für die Zeit betrachtet wird, in der es gerade emanzipatorisch war.

Eine Zwischenbemerkung ist noch wichtig: wir müssen unterscheiden zwischen der Ökologie auf der Ebene der Mittel und auf der Ebene der Zielfindung. Zweifellos sind die beiden Ebenen nicht voneinander unabhängig, ja letztlich nur in einem vorläufigen Sinne zu scheiden. Immerhin provisorisch können wir doch dieses sagen: Auf der Mittelebene reichert sich heute rasch das ökologische Wissen an. Die grüne Welle hat bewirkt, daß sich überall Forscher mit dem Problem komplexer biologischer Vorgänge und der Einwirkung menschlicher Produktion auf diese befassen. Diese Wissenschaften führen auch zu einer Verbesserung unserer Handlungsfähigkeit: Die ökologische Forschung wandelt sich in ein ökologisches Ingenieurwissen. Wiederum hüte man sich davor, sich zu ärgern: Freuen wir uns darüber, daß Sir Colin Buchanan, CBE, einstiger Heros der Verkehrsplanung, Vater unzähliger innerstädtischer Autobahnschleifen und Fußgängerunterführungen, heute eine Schule für ökologisches Ingenieurwesen leitet. – Etwas anderes ist die Ökologie auf der Zielebene, und hiervon handelt dieser Aufsatz: Hier ist unser Handeln allerdings von einer Mode im engeren Sinne gesteuert, nämlich von einer Ästhetik auf Grund

eben eines sich wandelnden Wahrnehmungsrahmens. Auch hierüber bitte keinen Ärger, wir können uns diesem Phänomen nicht entziehen.

Seit ziemlich genau zwei Jahren stirbt der deutsche Wald: – woran? – An Schäden, die sicherlich weiter zurückliegen als zwei Jahre. In einer Zeitung wird ein Förster gerühmt mit den Worten, er habe „schon 1980 auf die Gefährdung des Waldes hingewiesen“. Die anderen Förster waren offenbar damals noch außerstande, den Schaden zu sehen, weil ihre Wahrnehmung, der Bezugsrahmen ihres Denkens, anders eingestellt war: Für sie war der Wald deshalb gesund, weil er die Gesundheit schlechthin war. Krank war allenfalls eine Stelle, wo der Wald durch einen Eingriff unterbrochen war, wo man einen sogenannten Landschaftsschaden feststellen konnte. Jahrzehntlang haben Förster Landschaftsschäden zu heilen versucht, indem sie, ob das ging oder nicht, dort Jungbäume anpflanzten.

In den Forstämtern hängen heute Plakate mit den Indikatoren der Waldschädigung: links ein Foto einer „gesunden“ Fichte und rechts das einer solchen mit dem schlimmen „Lametta-Effekt“. Dieses also haben die Förster seit zwei Jahren zu bemerken angefangen. Ich selber sehe mich noch, es war im Zweiten Weltkrieg und ich ein wißbegieriger Junge, am Bücherschrank meines Vaters blättern; er besaß den „Großen Hegi“. Ich blätterte, weil ich es unerklärlich fand, daß nicht einmal Hegi die beiden Fichtenrassen unterscheidet, die ich bemerkt zu haben glaubte: diejenige, die so aussah, wie man eine Fichte im Pflanzenbuch abbildet, und diejenige, die ihre seitlichen Verästelungen vertikal nach unten hängen läßt – Lametta-Effekt.

Noch im Februar 1984 sah Lord Belstead, damals englischer Landwirtschaftsminister, keinen Konflikt

zwischen den neuen Methoden der Landwirtschaft und der Erhaltung der Landschaft. Im folgenden Mai schon erklärte derselbe Lord Belstead, der Schutz der Landschaft vor den Schäden der Landwirtschaft sei ungenügend, und es bedürfe entsprechender Amendements zu den EWG-Verträgen.

Als es vor fünf Jahren darum ging, die Kasseler Fuldaue, ein extensiv bäuerlich bewirtschaftetes Gelände mit Baggerseen und Brachen, in eine Bundesgartenschau 1981 und in den sogenannten Auepark zu verwandeln, hatten wir öffentlich darauf aufmerksam gemacht, es sei dieses vielleicht schon jetzt eine immerhin beachtenswerte Landschaft mit einer ortsgebundenen, sehr typischen Vegetation. „Aber da war doch vorher nichts“ – diesen Satz schleuderten uns sowohl die städtischen Behörden wie, nicht ganz unverständlich, die Auftragnehmer der Bundesgartenschau entgegen. Heute, wirklich heute, am 3. November 1984, wo ich dieses niederschreibe, lese ich in der „Hessischen Allgemeinen“, es müßten nun die letzten Reste der alten Fuldaauen wegen ihrer schönen Flora zum Ökotop erklärt werden; – offenbar haben inzwischen die Bundesgartenschau und der Auepark die Wahrnehmung der Betrachter so verändert, daß sie nun endlich die – letzten Reste dieser – Landschaft sehen.

Dieses alles ist weder ein Grund zu triumphieren noch zu lächeln, noch sich zu schämen. Allenfalls kann man sich darüber wundern, wie wenig sich die Menschen bewußt sind, daß der Genuß der Landschaft und die Art des Genusses, daß die Wahl des Ortes, wohin man seine Schritte für einen Spaziergang lenkt, auch höchste philosophische Fragen enthalten. Es ist immer ein Bekenntnis darüber, wie der Mensch zur Natur steht, als was er die Natur ansieht, ob sie „lieb“ ist oder „böse“, ob der

Mensch Teil von ihr ist oder ihr Ausbeuter, ob diese Ausbeutung Frevel ist oder vielmehr die Ausübung des biblischen Herrschaftsauftrages. Und der Inhalt dieses Bekenntnisses unterliegt heute einem Wandel – nach vorn oder zurück? – wer weiß!

Immer häufiger passiert es mir, daß Freunde mit glänzenden Augen aus dem Urlaub zurückkehren und erzählen, sie hätten ihre Ferien abseits von aller Kultur verbracht, inmitten einer unberührten Landschaft, bei freundlichen Leuten, die vom Tourismus noch nicht verdorben seien und auch mit ihrer Landschaft sorgsam umgingen. Alles sei friedlich gewesen, auch billig, und die Andenken habe man sogar fast umsonst bekommen, kein Wunder, denn mit Geld können diese Leute auch nicht viel anfangen. Hier eben herrsche noch ein Einvernehmen zwischen Mensch und Natur. Bei solchen Reden kommt es einem manchmal vor, die Philosophie habe sich im Kreise bewegt, und wir befänden uns wieder am Beginn der Neuzeit, als man darüber debattierte, ob wohl Eingeborene eine Seele haben oder ob sie nicht vielmehr ein Bestandteil der Natur sind.

Ökologie also ist, und darin besteht die These dieses Artikels, eine Mode insofern, als die Wichtigkeit, die wir ihr heute zumessen, zusammenhängt mit einer Veränderung unserer Wahrnehmungsweise, unseres perzeptiven Referenzsystems. Wie sich dieses System verändert, wie also Moden entstehen und vergehen, dieses ist ein Kapitel für sich, das hier nicht erörtert werden soll. Allenfalls nachdenken müßte man auch über die Rolle des Künstlers oder des künstlerisch tätigen in diesem Prozeß, wobei wohl nichts Definitives darüber ausgesagt werden kann, ob wirklich der Künstler neue Wahrnehmungsmöglichkeiten schafft oder ob er nur der erste ist, der ihnen erliegt. Ein Schulbeispiel auf dem

Gebiet der Landschaftswahrnehmung ist immer die Entdeckung Worpstedes durch die Künstlerkolonie: die Schaffung einer „schönen Landschaft“ nicht etwa durch einen Eingriff in dieselbe, sondern vielmehr dadurch, daß eine dort vorhandene, aber bisher als ärmlich und kaputt betrachtete Landschaftsform, das bewirtschaftete Torfmoor, plötzlich als malbar erkannt wurde. Diese Schaffung einer Landschaft auf der Bildebene wirkt so stark, daß Worpstedes auch dann noch als Bilderbuchlandschaft besucht wird, wenn die Torfwirtschaft, die sich als eine historische Episode erwies, längst einer modernen Landwirtschaft weichen mußte.

Zwei Schlußfolgerungen. Die erste: Was heißt dies alles nun für die Gartenkünstler? Sollen sie nicht ökologisch gärtnern, weil dies bloß eine Mode ist? – Dieses wäre das Gegenteil dessen, was ich sagen wollte. Vielmehr bin ich froh darüber, daß nun endlich wieder mit ökologischen Mitteln gegärtnert wird, daß uralte und mittelalte, daß aber auch neue gärtnerische Weisheiten angewendet werden, daß die Art der Schädlingsverhütung, der Düngung, der Erzielung eines vernünftigen Ertrags ohne Aufwand, wie ich sie im Garten meiner alten Mutter gelernt hatte, nun wieder richtig ist; daß ich den scheußlichen Garten-Center-Katalog, den ich jeden Herbst und jeden Frühling erhalte, nun mit gutem Gewissen dem Altpapier zuführen darf. Aber: Die Ökologie nimmt dem Gärtner nicht die gartenkünstlerischen Entscheidungen ab. Was Gärtner heute produzieren, ist der Schein von Ökologie oder das Bild von Ökologie, genau so, wie sie mit ihren früheren Gestaltungen den Schein von Ordnung, den Schein von Herrschaftlichkeit produziert haben. Überspitzt gesagt: Man kann auf ökologische Weise einen französischen Garten anlegen, und man kann ein Ökotoptop auch mit Bulldozern her-

stellen und zwar sehr gut. Die meisten Ökotope sind mit den Mitteln des Garten-Center-Katalogs fabriziert. Ihre „Ökologie“ ist also ein Bild, eine gestalterische, keine ökologische Entscheidung.

Und die zweite: Sie ist ein Rat an die Gärtner. Die Gärtner haben vorher von den Rosen her gedacht, vom „Blumenstrag“ her, oder wie man das nennen soll; allenfalls vom „Rasenstrag“, obwohl sie das geschnittene Gras nicht verwerteten. Heute denken sie von der Ökologie her: Anstelle der Rosen sind die Kröten und Salamander getreten. Erfolgreich ist, wer im Stadtpark einen Eisvogel ansiedeln kann. – Und nun mein Rat: Denkt doch von den Nutzern her! Die Frösche folgen dann schon von alleine. In allen Euren Fehlplanungen haben sie sich ja auch eingefunden, in steckengebliebenen Bauvorhaben, auf durch Planung unvertwertbar gewordenen Grundstücken, in den zu groß geplanten „Industrieparks“. Aber für den Nutzer ist ein umzäuntes Gärtner-Ökotoop ebenso unbefahrbar wie ein Rosenbeet.

Natur ist unsichtbar (1989)

Natur ist unsichtbar, aber: Gärten handeln immer von der Natur. Sie vermitteln das, was direkt nicht wahrgenommen werden kann, als Bild. Die Geschichte der Gartenkunst ist die Geschichte der Stellung der Gesellschaft zur Natur.

Natürlich sind die Aussagen der Gärten nicht einfach lesbar; die Bedeutung von Kunstwerken – und Gärten sind Kunstwerke – ist keineswegs eindeutig. Gärten sind vielmehr das grosse Experimentierfeld, auf welchem die Zeit alter tastend in jene Gefilde vorstiessen, zu welchen sie aufschreibbare Gedanken noch nicht entwickelt hatten.

Der Gegenpol zur Stadt und zu der von ihr beherrschten bewirtschafteten Zone, die damals mit dem politischen und geographischen Begriff „Landschaft“ belegt wurde (noch erhalten in dem Kantonsnamen Basel-Landschaft), der Gegensatz zu dieser stadtabhängigen Zone ist der Wald, der Urwald. Der Wald bedeckte die Welt überall, da wo der Mensch nicht gerodet hatte, und die Wildheit des Waldes gehört auch nach dem Sieg des Menschen über die übermächtige Natur zum Herrscher: als Jagd. Die Jagd der Herrscher ist ein Vergnügen, aber auch ein immer wiederholtes Ritual des Sieges über die Natur; die Jagd ist ein noch vor dem Garten entwickeltes Schauspiel, das von der Natur handelt. Denn die Natur ist unsichtbar: wir können sie nur darstellen. Auch den Wald kann man nicht sehen; und zwar, wie es die Redensart treffend sagt, vor lauter Bäumen nicht. Die Mitteilung: „hier beginnt der Urwald“, muss bildhaft vermitteln, inszeniert werden; und von ihr handelt der Park von Versailles.

Der Park von Versailles sieht genau so nicht aus, wie er uns in der Geschichtsstunde beschrieben wurde: